

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 22 (1946-1947)
Heft: 4

Artikel: Aus dem Leben eines Gewerkschaftssekretärs
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1068906>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AUS DEM LEBEN EINES GEWERKSCHAFTSSEKRETÄRS

Mit diesen hochinteressanten Aufzeichnungen eines bekannten schweizerischen Gewerkschaftssekretärs setzen wir die Reihe von Berufsbildern fort, welche unsren Lesern Einblick in wenig bekannte Zusammenhänge schweizerischen Lebens geben. Ein späterer Artikel wird Erfahrungen eines Unternehmersekretärs bringen.

Armer Leute Kind

Eigentlich hätte ich nicht geboren werden sollen; denn es waren schon fünf hungrige Mäuler in der Familie, als ich zur Welt kam. Mein Vater, Handlanger, verdiente einen Taglohn von Fr. 3.75. Das war im Jahre 1877. Zwar kosteten auch die Lebensmittel weniger, der Liter Milch galt zehn bis fünfzehn, das Kilo Brot zwanzig und das Pfund Fleisch 67 bis 70 Rappen. Doch auch so langte der Verdienst meines Vaters nirgends hin. Der Hauszins allein nahm täglich einen Franken weg. Wir konnten uns kaum je ganz satt essen, und vor allem durfte niemand krank werden. Meine Mutter konnte es sich nie leisten, ihre Arbeit ruhen zu lassen, auch wenn sie sich noch so elend



fühlte. Der Vater hatte immer zerschundene Hände, bei kleinen Unfällen auszusetzen, ging nicht an. Das hätte den Untergang der Familie bedeutet. Zur Armut wäre dann noch die Ächtung gekommen. Denn wer von der Gemeinde Unterstützung bezog, kam ins Blättli; jedermann wußte davon, und der Unterstützte hatte zu gewärtigen, daß man auf ihn mit Fingern zeigte. In dieser Umgebung wuchs ich auf, auch als sechstes Kind, nachdem ich einmal da war, von der gleichen Liebe umfangen wie die andern.

Ich erinnere mich noch deutlich an den ersten Schultag. Es war empfindlich kalt. Weil aber meine Schuhe arg zerrissen waren, hatte ich mich als einziger unter meinen Mitschülern barfuß auf den Weg machen müssen. Dennoch fühlte ich mich in der hellen Schulstube mollig warm. Die Lehrerin sah mich recht lieb an, und so empfand ich die scheelen Blicke meiner Kameraden nicht. Ich bekam eine Schiefertafel, Griffel, Schwamm und ein Lesebüchlein wie die andern. Die Lehrerin war eine gütige Seele. Ich hatte Freude am Lernen, und bald war ich, der Ärmste, der beste Schüler der Klasse. Die anfängliche Mißachtung der Mitschüler verlor sich nach und nach, und ich erlebte zum erstenmal, daß schließlich die Leistung doch zählt.

In mein erstes Schuljahr fällt auch eine Weihnacht, die ich nie vergessen werde. Wir wohnten im Kellergeschoß eines alten Riegelhauses. Das graue Täfer unseres Schlafzimmers zeigte am Morgen eine dünne Eisschicht, an der die Decke des Bettes, in dem wir zu dritt schliefen, angefroren war. Der Vater hatte wegen der Kälte keine Arbeit, ebenso der älteste Bruder. Der zweitälteste machte eine Lehre, alle andern waren noch schulpflichtig. Wir hatten von niemandem ein Geschenk zu erwarten. Unsere Paten waren arme Leute. Als es Abend geworden war, saßen wir, um Petrol zu sparen, in der dunkeln Küche um den Kochherd, der einzigen Feuerstelle, die uns Wärme spendete. Im Herdloch steckte die Eisenpfanne voll Wasser und summte leise. Der Küchenschrank der Mutter war leer. Als wir zwei Jüngsten wie zufällig die Augen der Mutter suchten, fühlte sie, was wir fragen wollten. Sie kam uns zuvor, indem sie sagte: «Jetzt ist es dann sieben Uhr. Geht auf die Straße oben am Hause, dann seht ihr vielleicht, wie bei Lehrer Frey der Christbaum angezündet wird.»

Wir zogen unsere Holzschuhe an, schlüpften in den großen Kittel unseres Ältesten und begaben uns hinaus auf die tiefverschneite Straße. Gegenüber dem Lehrerhaus setzten wir uns auf den Rand-

stein und warteten, die Augen auf die schwach erleuchteten Fenster gerichtet. Wirklich, wie wenn man auf uns gewartet hätte, flammte plötzlich durch die Tüllvorhänge ein Kerzlein nach dem andern auf, und ganz leise hörten wir Klänge des Harmoniums und die Stimmen der Familie Frey: «Stille Nacht, heilige Nacht.»

Die Trommel ruft

In der Sekundarschulzeit wurde ich oft Zeuge von Gesprächen zwischen dem Vater und den Brüdern. Warum müssen die einen Leute kämpfen und im Elend darben, während andere, die oft wenig oder gar nichts tun, in Hülle und Fülle leben? Nicht der Neid warf solche Fragen auf, sondern die Erkenntnis des gesellschaftlichen Unrechts, dessen Leidtragende wir selbst waren. Wie schmerzlich empfanden wir es, wenn der Vater, der dem Unternehmer seine Not klagte, zur Antwort erhielt: «Ja, wenn Sie nicht genug Lohn haben, dann gehen Sie doch fort!» oder wenn zwei, drei beherzte Arbeiter zusammenstanden, um gemeinsam eine Lohn erhöhung zu erreichen, sie einfach entlassen wurden.

1905 erlebte ich den ersten Streik. Die Verzweiflung hatte die Leute wieder einmal zusammengetrieben, und sie waren um bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen in Ausstand getreten. Die Streikunterstützung bestand täglich in einem Liter nahrhafter Suppe und einem Pfund Brot pro Kopf der Familie, die ich in der Gemeinschaftsküche holte. Nach Wochen mußten die Arbeiter die Waffen strecken. Ihre Kampfmittel waren zu schwach gewesen. Die Unternehmer hatten den Schutz der Polizei für die Streikbrecher bekommen, meist aus dem Ausland importierte Leute, die weit mehr Lohn erhielten, als die ansässigen Arbeiter je zu fordern gewagt hätten. Diese Tatsache fraß sich damals tief in mein Gemüt.

Meine Schulzeugnisse zeigten jedes Jahr nur eine einzige Absenz, allerdings eine unentschuldigte, am 1. Mai. Der

wurde in unserer Familie als hoher Feiertag begangen. Da sang es schon am Morgen beim Ankleiden und Waschen:

«*Auf, Sozialisten, schließt die Reih,
Die Trommel ruft, die Banner wehn.
Es gilt die Arbeit zu befrein,
Es gilt der Freiheit Auferstehn!*»

Oder auch:

«*Wacht auf, Verdammte dieser Erde,
Die stets man noch zum Hungern zwingt,
Das Recht wie Glut im Kraterherde
Nun mit Macht zum Durchbruch dringt!*»

Alles Leid, alle Not, alles Unrecht, das wir erlitten und das wir andere erleidten sahen, gab diesem Tag eine aufwühlende Kraft. Jahr für Jahr zog der Vater mit Frau und Kindern im langen Demonstrationszug mit. Da scharten sich Hunderte um das mit Tannengrün und feurigroten Papierrosen geschmückte Rednerpult, umflattert mit roter Fahne, um einem Redner zu lauschen, der die Gesellschaft anprangerte, die wohl die Macht besäße, die Verhältnisse zu ändern, aber aus Eigennutz und Hartherzigkeit zusah, wie die arbeitenden Menschen Not leiden. Er mahnte die Arbeiter, an Stelle der Ohnmacht des Einzelnen die Kraft der Organisation zu setzen und wies am Schluß einer geeinigten Arbeiterschaft den Weg in eine bessere Zukunft.

Schon mit 14 Jahren war ich Mitglied der sozialistischen Jugend.

Lehr- und Wanderjahre

Nach der Sekundarschule kamen die meisten meiner Kameraden in eine Mittelschule oder in eine Lehre. Meiner hatte sich niemand angenommen. Als mir mein hervorragender Lehrer das letzte Zeugnis gab, weinte ich still vor mich hin; denn jetzt gab es keine Bücher mehr, keine Vorträge über Indien, China und Afrika. Für mich galt es, den Batzen nachzujagen. Meine ersten Stellen waren Posten als Ausläufer, Liftboy und Magazin-

gehilfe. Schließlich aber setzte ich, ganz auf mich gestellt, doch durch, eine Berufsschule anzutreten. Weil meine Lehrmeister in mir eher den billigen Handlanger als den Lehrling sahen, wechselte ich mit Hilfe der Aufsichtsbehörden zweimal den Lehrplatz. Beruflich kam ich dennoch vorwärts, so daß ich schon nach der halben Lehrzeit den Lebensunterhalt selbst bestreiten konnte. Aber die ersten andertthalb Hungerjahre werde ich zeit meines Lebens nie vergessen.

Sogleich nach Beendigung meiner Lehre ging ich ins Ausland. Ich arbeitete in Deutschland, Italien, Frankreich, sah Meer und Länder. Wo immer es war, kämpfte ich gegen die Übervorteilung des Arbeiters. Nach meiner Rückkehr in die Schweiz wußte ich aber auch die Rechte eines Bürgers zu schätzen. Damals kam mir Gottfried Keller nahe. Neben den klassischen Vertretern der Arbeiterliteratur wie Karl Marx, August Bebel, Ferdinand Lassalle, Franz Mehring, waren es auch Schweizer Autoren wie Karl Bürkli, Schuler, Treichler und Hermann Greulich, die mir das Rüstzeug gaben, mich in der Politik zu betätigen.

An meinem Beruf hing ich mit ganzer Seele. Jedes Ansinnen von Seiten der Meister zum Pfuschen lehnte ich ab und verließ eher eine Stelle, als mich dazu herzugeben. Gab es sonst Differenzen, war ich kein Freund des Gnadenbrotes. Meine Devise war: «Herr Meister, Sie haben nur ein Geschäft, ich aber habe in Europa hunderttausend Meister, bei denen ich noch nicht gearbeitet habe.»

Mein Einsatz für meine Nebenkollegen machte mich bei den Meistern nicht gerade beliebt. Ich konnte mich nur durch mein berufliches Können und meinen Fleiß jeweils länger halten. Der erste Streik, den ich organisieren und durchführen half, trug mir zwei Jahre schwarze Liste ein. Da stellte sich mir die Frage der Auswanderung. Aber hätte das nicht wie Flucht ausgesehen? Warum sollte ich ausreisen, focht ich nicht einen guten Kampf? Waren unsere Forderungen nach besserer Entlohnung, Kürzung der Ar-

beitszeit, Zulagen für Überzeit, Nacht- und Sonntagsarbeit, Ferien und Zulagen für auswärtige Arbeit, Dinge, deren ich mich schämen mußte? Ich entschloß mich zu bleiben. Der Kampf ging weiter. Kaum stand ich wieder irgendwo in Arbeit, spürten die Kollegen, daß ich mich furchtlos, aber korrekt für sie einsetzte und hängten mir ein Ämtlein an. Je nach Ort und Notwendigkeit wurde ich Aktuar, Kassier oder Präsident. Jede Arbeit, die ich noch nie getan hatte, freute mich. Es gab ja dabei immer zu lernen. Einmal wurde ich in einem wunderschönen Landstädtchen zum Kassier ernannt, wo mein Vorgänger mit der Kasse verduftet war. Da wollte keiner mehr mitmachen. Es galt, das Vertrauen, das ein Unverantwortlicher zerstört hatte, wieder herzustellen. Daß mir das so schnell gelang, verdanke ich hauptsächlich den Herren Meistern, die glaubten, daß jetzt, da die Organisation schwach war, der Moment für einen Lohnraub gekommen sei. Daraufhin fanden sich die Kollegen rasch wieder in der Sektion und traten geschlossen in den Abwehrkampf.

Als Opfer dieser Aktion mußte ich den Staub von den Füßen schütteln. Ich kam in ein anderes Landstädtchen, wo wegen eines eben verlorenen Streikes die mißlichsten Zustände herrschten. Zur Niederlage gesellte sich der Haß gegen die Streikbrecher, die mit den Meistern triumphierten und nicht merkten, wie sie sich selbst den Boden vergifteten, auf dem sie leben mußten. Zwei Jahre ruhige, sachliche Arbeit brauchte es, um die Scherben wieder zusammenzuflicken. Der Generalstreik 1918 schlug auch in das verträumte Städtchen seine Wellen und wurde zum Ausgangspunkt einer, wenn auch kleinen, so doch geschlossenen Arbeiterbewegung. Damit änderte sich vieles. Auf einmal konnte man miteinander reden, auch in der Gemeindepolitik gegen gewisse Klassenansichten und Voreingenommenheiten. Und als unsere Gegner in die Minderheit versetzt waren, erlebten sie, daß die Arbeiter sich anständiger verhielten als die frühere Mehrheit. Eine fruchtbare Pe-

riode für die ganze Gemeinde begann. Wir behielten unsere Position bald als schwache Mehrheit, bald als starke Opposition. Der Umstand, daß die Gewerkschaften, jede auf ihrem Boden, alle Fragen, in denen sie zuständig waren, betreuten, gewährleistete den Frieden.

Das Vertrauen meiner Freunde hatte mich in die Gemeinde- und Kantonsbehörden gebracht. Ich genoß zwar auch bei den Meistern eine gewisse Achtung; aber das Brot mußte ich außerhalb des Ortes verdienen. Die Verantwortung gegenüber meiner Familie zwang mich schließlich, mich unabhängig zu machen.

Mein kleines Geschäft wurde eine Oase für gemaßregelte Kollegen und solche, die wegen ihrer politischen oder gewerkschaftlichen Tätigkeit auf dem Index standen. Arbeit hatte ich immer genug, um alle zu beschäftigen. Aber mein Stand gegen die neun Mitkonkurrenten war schwer. Da ich nicht in der Lage war, billig zu arbeiten, mußte ich mich auf Qualität einstellen. Die brachte mir auch immer neue Aufträge. Zehn Jahre hielt ich durch. Da wurde mir mein ältester Sohn durch ein Unglück entrissen. Er wäre ein prächtiger Handwerker und mir ein guter Nachfolger geworden. Nach seinem plötzlichen Tod entschloß ich mich, das Geschäft zu liquidieren, und verließ den Ort, wo meine Hoffnung so unerwartet zerstört worden war.

Da ich schon bisher fast völlig im öffentlichen Leben aufgegangen war und mich die Genossen der ganzen deutschen Schweiz durch meine Referate, die Mitarbeit an der Parteipresse und die Teilnahme an den politischen Kämpfen kamen, bedeutete es nur einen kleinen Schritt, als man mich als Sekretär auf ein Parteisekretariat berief. Zwei Jahre später wurde ich Sekretär einer Arbeiterunion in einer größeren Industriestadt. Nach weitern sechseinhalb Jahren aufreibender Kleinarbeit als Sekretär für politische und gewerkschaftliche Organisationen auf dem Sekretariat des gewerkschaftlichen Kartells wurde ich von meinem Berufsverband als Zentralsekretär gewählt. Die folgenden

Abschnitte werfen einige Streiflichter auf meine Tätigkeit in dieser Eigenschaft.

Sonntag ist's

Brr, brr, brr, brrr; noch todmüde von den Verhandlungen, die sich gestern tief in die Nacht erstreckten, hoffe ich dunkel, daß es nicht mein Telephon sei, dessen schrille Töne mich weckten. Aber es ist mein Telephon! Halbwach erhebe ich mich. Sechs Uhr, stelle ich im Vorbeigehen auf der Uhr fest.

«Lieber Kollege», tönt es durch den Draht, «entschuldige mich, wenn ich so früh anläute; aber ich muß dich unbedingt sprechen, und später bist du sicher schon weg.»

Es ging um folgendes: Der Meister hatte diesen Kollegen fristlos entlassen, weil er sich gestern Samstagnachmittag weigerte, ohne Zuschlag zu arbeiten. Im Vertrag ist ihm der Zuschlag zugesichert, er wollte den Vertrag nicht verletzen. Aber was sollte er nun tun? Ich riet ihm, sofort andere Arbeit zu suchen und uns mit seinem Verbandsbuch alle nötigen Angaben zu schicken, damit wir uns für ihn einsetzen könnten.

Korrekt er hätte sich dieser Kollege zwar natürlich nicht an mich, sondern an seine Sektion wenden sollen. Er hätte auch schreiben können. Aber ich verstand, warum er nicht warten konnte. Der Kollege war jung verheiratet, irgendwo auf dem Lande, wo es kein anderes Geschäft dieser Branche am Platze gab. Möglicherweise mußte er wegziehen, oder wenn er an einem größeren Ort in der Nachbarschaft wieder Arbeit bekam, für die täglichen Hin- und Rückfahrten und die Mittagsverpflegung erhebliche Mehrkosten befürchten, wo es ihm jetzt schon kaum für das Nötigste reichte. Aber tiefer als die wirtschaftlichen Sorgen quälte ihn das erlittene Unrecht, den Arbeitsplatz verloren zu haben, nur weil er sein Recht suchte.

Inzwischen wäre der Wecker für mich ohnehin abgegangen; es galt, rasch

zu frühstücken, die Mappe unter den Arm zu nehmen und mich in den Zug zu setzen. Punkt neun Uhr betrat ich das schlecht gelüftete Versammlungslokal in B. Es waren erst wenige Kollegen da. Der Präsident sparte nicht mit Vorwürfen; aber es war eben Sonntagvormittag, und dann lassen sich auch die Arbeiter gern etwas Zeit. Sie möchten auch einmal sich selbst und der Familie gehören, tun, was ihnen behagt.

Zur Verhandlung stand ein Lokalvertrag für ein örtliches Gewerbe. Die Kollegen waren nun fast vollständig versammelt. Sie kannten ihre Meister, deren Lage, Verdienst und Steuerkraft. Sie wußten, wie die Maschine und die rationaleren Methoden das Arbeitstempo beschleunigen und immer größere Anforderungen an die Körperkraft und an die Nerven stellen. Sie wußten, daß ihre Forderungen gerecht und erfüllbar waren. Die völlig ungenügende Gegenofferte der Meister wurde von der Versammlung einstimmig abgelehnt.

Nun war es an mir, dem Vertreter der Zentrale, noch einmal den Stand beim Beginn der Bewegung, die Ergebnisse der bisherigen Verhandlungen und die Chancen, die sich noch boten, darzustellen. Ich hatte die schwierige Aufgabe, Illusionen zu zerstören. Es gab die Möglichkeit, das Einigungsamt anzurufen. Das würde irgendwo in der Mitte eine Verständigung suchen, aber kaum wesentlich mehr vorschlagen, als die Offerte der Meister bot. Wenn die Kollegen diesen Vergleich ebenfalls ablehnen müßten, dann würde nur noch die Arbeitsniederlegung übrig bleiben, der Streik. Ich stellte der Versammlung vor Augen, was ein Streik in der heutigen Zeit, wo es ohnehin überall nicht langt, bedeutet. Ich erklärte ihnen die statutarischen Bestimmungen über die Streikunterstützung gemäß Beitragsklasse und die möglichen Zulagen. Sie konnten den Verlust an Lohn bei weitem nicht ausgleichen. Ich versuchte auch, die mutmaßliche Dauer des Streikes zu schätzen. Wenn die Kollegen in Kenntnis aller Gegebenheiten den Kampf zu wagen be-

schlossen, dann wußte ich, daß sie nur die Not dazu zwang, und dann mußte es sein.

Die Diskussion setzte ein. Die Jungen redeten voll Begeisterung für den Streik. Sie hatten ja die längeren und stärkeren Flügel. Sie konnten den Ort verlassen und brauchten nur für sich selbst zu sorgen. Auch einige ältere politische Heißsporne glaubten, es handle sich darum, eine Revolution zu entfachen. Andere zeigten sich überängstlich. Sie bangten für die «Lebensstelle», von welcher der Meister, als er sie in der Werkstatt einzeln hernahm, um sie abspenstig zu machen, gesprochen hatte, obschon es eine solche für sie in Wirklichkeit gar nicht geben konnte. Nur zu deutlich spürte ich bei jedem einzelnen Votum die Hintergründe.

Es galt nun, Verdrehungen richtigzustellen und Verdächtigungen zurückzuweisen. Schließlich beantragte ich, nochmalige Verhandlungen mit den Meistern anzubegreifen und erst, wenn diese scheiterten, das Einigungsamt anzurufen. Ich schlug vor, das Resultat abzuwarten, bevor über den Streik beschlossen werde.

Die Versammlung entschied sich jedoch dafür, schon heute darüber abzustimmen, ob, wenn die Verhandlungen scheiterten, gestreikt werde. Diese Abstimmung hatte geheim zu erfolgen. Stimmen konnten nur die am Konflikt direkt Beteiligten. Vor der Abstimmung machte ich noch darauf aufmerksam, daß zwei Drittel der am Platz und im Beruf Tätigen für den Streik stimmen mußten,

Sachen gibt's

Dieses Angebot erhielten wir kürzlich. Wir können uns nicht entschließen (trotz eventueller Gratislieferung der Klischees), diese Dame als Titelbild des «Schweizer-Spiegels» zu bringen. Anderseits möchten wir so viel Schönheit unsren Lesern doch auch nicht vorenthalten. (Die Kosten des Klischees übernahmen wir.)



Nur mit einer
Schönheit wie

Syra

als Titelbild
sichern Sie sich
den Erfolg
Ihrer Zeitschrift.
Eventuelle
Gratislieferung
von Cover-
Klischees für
Journals und
Magazins in
allen Größen u.
Ausführungen.

Die bezaubernde Schweizerschönheit
(22 Jahre)

Syra

Das Ungeheuer

ZWEI ZEITUNGSAUSSCHNITTE

Mailand 21.11. Als vor einigen Tagen in der Presse gemeldet wurde, bei Colico am Comersee sei von zwei Jägern ein „Seeungeheuer“ gefangen worden, fand die Nachricht wenig Glauben. Heute taucht es wieder in den Zeitungsspalten auf, und zwar so deutlich und schreckhaft, daß man wohl oder übel davon Notiz nehmen muß. Es wurde, wie der „Corriere della Sera“ aufs bestimmteste versichert, gestern mittag von drei Fischern, deren Namen angegeben werden, vor Bavena gesehen. Die Fischer befanden sich in einer Barke, etwa 300 Meter vom Ufer entfernt, als in unmittelbarer Nähe ein gewaltiger, scheußlicher Fischkopf aus dem Wasser auftauchte, ein Ungeheuer mit breitem Maul, großen roten Augen und schwarzen Flecken. Bevor das Biest wieder untertauchte, hätten die Fischer auch noch seinen etwa 4 Meter langen Leib und Kamm mit bläulich schimmernden Silberschuppen und roten Tupfen zu Gesicht bekommen.

Como 29.11. Das Ungeheuer im Comersee ist bei seinem dritten Erscheinen in der Nähe von Ravenna von zwei jungen Männern erlegt und am gleichen Abend in einem Restaurant verspeist worden. Es handelt sich um einen 1½ Meter langen Stör.

Oh, daß doch alle Ungeheuer, die uns im Jahre 1947 beunruhigen werden, ein eben-solches Ende fänden!

und daß, wenn diese Mehrheit erreicht werde, der Sektionsvorstand sofort bei den Zentralinstanzen die Streikbewilligung einholen müsse. Diese wird in der Regel erst erteilt, wenn alle friedlichen Rechtsmittel erschöpft sind.

Einige Draufgänger traten erneut für sofortiges Losschlagen ein. Einige ältere Kollegen, die schon manchen harten Strauß ausgefochten hatten, unterstützten meinen Standpunkt. Aus der Abstimmung ging der Beschuß hervor, nochmals an die Meister zu gelangen, aber, falls die Verhandlungen scheiterten, den Streik zu erklären.

Die Stimmung der Versammlung, die vor der Abstimmung fast etwas lebhaftig hätte erscheinen können, war ruhigem Ernst gewichen. Ich war vom gefallenen Entscheid befriedigt: Er hob die Verhandlungen aus dem Feilschen heraus und ließ alle Beteiligten die volle Verantwortung fühlen. Man konnte hoffen, daß bei dieser Sachlage die Meister die Konzessionen, die den Frieden sicherten, machen würden.

Auf der Heimfahrt schrieb ich den Bericht an die Geschäftsleitung unseres Verbandes. Diese mußte morgen über die Streikbewilligung beschließen. Nachmittags um vier Uhr war ich zu Hause. Ein Gewerkschaftssekretär kann, wenn es gut geht, einen von vier Sonntagen seiner Familie widmen.

Lohnkontrolle

Wenn wir einer Betriebsleitung einen Besuch abstatten, werden wir selten mit offenen Armen empfangen, am allerwenigsten, wenn der Besuch unerwartet kommt. Nun hatten wir in einem bestimmten Vertragsgebiet festgestellt, daß etwas mit den ausbezahlten Löhnen nicht stimmen konnte. Einzelne Arbeiter hatten reklamiert, aber auch Konkurrenzfirmen der Branche beklagten sich als Vertragspartner, daß vermutlich die Lohn- und Ferienbestimmungen nicht eingehalten und die vertraglichen Überzeitzuschläge nicht entrichtet

würden. Es war also unsere Pflicht, zum Schutze der Arbeiter wie der vertrags-treuen Firmen, nach dem Rechten zu sehen.

Wir suchten zuerst den Betrieb auf, über den am meisten Klagen vorlagen. In der Löwenhöhle wurden wir wegen des «Überfalls» bedroht und beschimpft. Man wollte uns wieder fortschicken. Wir verwiesen auf das vertragliche Kontrollrecht und die Pflicht, auf Klage hin den Tatbestand festzustellen. Schließlich wurden uns denn auch die verlangten Lohnlisten und Rapporte vorgelegt. Der eine Herr versuchte uns mit völlig unnötigen Erklärungen zu verwirren, ein anderer gab uns im Laufe des Tages zu verstehen, daß ihm unser Eingreifen gar nicht so unangelegen komme, dann höre doch die Abrieterei auf den ohnehin geschundenen Preisen auf.

Die Berechnungen, die wir dann auf Grund unserer Stichproben auf dem Zentralbüro vornahmen, erstreckten sich über Tage. Sie ergaben, daß von den zwölf im Vertragsgebiet gelegenen Betrieben bei vier den Lohnzahlungen und Ferienentschädigungen nicht in Ordnung waren. Von 116 Arbeitern konnten 42 Nachforderungen im Gesamtbetrag von Franken 1642.— stellen, zuzüglich 25 % der hinterzogenen Summe zuhanden der Berufskommission an die Kosten der Vertragsüberwachung.

Art. 335

Nach meiner Erfahrung wird diesem Artikel des Schweizerischen Obligationenrechts, der bei einem auf längere Dauer abgeschlossenen Dienstvertrag dem Dienstpflichtigen, wenn er an der Leistung der Dienste durch Krankheit oder ähnliche Gründe ohne sein Verschulden verhindert wird, auf eine verhältnismäßig kurze Zeit Anspruch auf Lohnzahlung gibt, von der Meisterschaft auch nicht einmal in 20 % der Fälle freiwillig nachgelebt.

Da hatte wieder einmal ein Kollege unter Berufung auf diesen Artikel den Lohn für seine Krankheitszeit gefordert.

Er war ihm verweigert worden. Auch mir hatte der Meister am Telephon erklärt, der Kerl sei wohl verrückt. Er meistere schon seit dreißig Jahren, aber so etwas sei ihm noch nie passiert. Der Mann solle es nur wagen, vor Gewerbegericht zu gehen!

Und da waren wir nun. Der Arbeiter wie der Meister harrten bekommene der Dinge, die da kommen würden. Der Gerichtspräsident machte den Fall bekannt und gab den paritätisch aus Meistern und Arbeitern bestellten Beisitzern die nötige Rechtsbelehrung. Er erklärte den Artikel 335 für das in Frage stehende Gewerbe grundsätzlich anwendbar. Darüber, was unter der Lohnzahlung für verhältnismäßig kurze Zeit zu verstehen sei, habe sich eine Praxis gebildet: bei einem Monat Anstellung ein bis zwei Tage, bei einem Jahr eine Woche, bei zehn Jahren ein Monat und bei noch längerer Dienstdauer entsprechend mehr. Im vorliegenden Falle sei nun zu entscheiden, was bezahlt werden müsse.

Die Vertreter der Arbeiter forderten zwei Monatslöhne, die Vertreter der Meister hielten die vierzehn Tage der Kündigungsdauer für das Höchstmaß. Daraufhin erklärte der Präsident seinen Standpunkt: Da der Arbeiter siebzehn Jahre im gleichen Geschäft tätig gewesen sei, müsse man annehmen, daß er einen Vertrauensposten innehatte. Anderseits sei in diesem Beruf dieser Fall noch nie zur Beurteilung gekommen. Er schlage also vor, es sei ein Monatsgehalt oder 500 Franken zu entrichten. Diese 500 Franken, die dem Arbeiter dann wirklich zugesprochen wurden, hätte er nie erhalten, wenn er nicht organisiert gewesen wäre. Er konnte es praktisch nur mit unserm Beistand wagen, den ihm gesetzlich zustehenden Anspruch geltend zu machen.

Vor dem Einigungsamt

Es ging um die Korrektur der Leistungslöhne und die entsprechenden Teuerungszulagen, die Feiertagsentschädigungen und

die Beteiligung der Meister an den Krankenversicherungskosten. Die direkten Verhandlungen mit den Meistern hatten sich zerschlagen; wir waren zu weit auseinander. Deshalb riefen wir das Einigungsamt des Kantons an, um, wenn immer möglich, einen offenen Konflikt zu vermeiden.

Vor dem Einigungsamt behauptete der Sprecher der Meisterschaft, die Erfüllung unserer Forderungen würde den glatten Ruin dieses Gewerbes zur Folge haben. Wir stellten fest, daß dieses Gewerbe aus der Krise mit einem Lohnabbau von 35 Rappen in der Stunde in die Kriegszeit übergetreten war. Von diesen 35 Rappen waren erst 15 Rappen nachgeholt. Die Teuerung stand aber auf 45 %. Eine Woche Ferien sollte ferner in unserm klassischen Ferienland auch für die Arbeiter das Minimum sein. Für die Feiertage erwarteten wir 75 % des entgehen- den Lohnes. Für die Notwendigkeit des Krankenversicherungsbeteiligungsobligatoriums mit Prämienbeteiligung der Meister und den Vorteil, den dieses auch für die Meisterschaft biete, konnte ich Fälle wie den oben geschilderten anführen.

Nach der Beratung eröffnete der Präsident, ein von der Regierung bestellter neutraler Richter, den Vorschlag, die Grundlöhne um weitere 10 Rappen zu erhöhen und die Teuerungszulagen gemäß den Richtsätzen der Eidgenössischen Lohnbegutachtungskommission festzusetzen. Dem Arbeiter sollte bei ganzjähriger Beschäftigung minimal eine Woche bezahlter Ferien gewährt werden. Außerdem wurde den Parteien empfohlen, im Gesamtarbeitsvertrag eine Regelung über die Krankenversicherung mit einer Beteiligung der Meister an den Prämien von 50 % zu treffen.

Den Parteien wurde eine Frist von acht Tagen gegeben, um den Vorschlag anzunehmen oder abzulehnen.

In einem dem Regierungsgebäude nahe gelegenen Lokal wurde das Resultat von unserer Seite besprochen. Die Stimmung war sehr zwiespältig. Da gab es solche, die frohlockten, die Herren Mei-

ster hätten auf das Dach bekommen. Andere wieder erklärten empört, daß dieser Vorschlag nicht gefressen werde. Es gelte jetzt, energisch durchzugreifen und zu streiken. Dritte meinten, daß zum mindesten die Frage der Krankenversicherung gleich endgültig hätte gelöst werden sollen.

Ich mußte feststellen, daß wir für sofortige Entscheide gar nicht zuständig waren, sondern eine außerordentliche Generalversammlung der Sektion, in der dann die Kollegen Stellung nehmen müßten. Ich gab aber auch bekannt, daß ich vor der Versammlung für die Annahme des Vorschlages eintreten werde. Wenn dann die Meister ablehnten, so trügen sie die Verantwortung für einen eventuellen Streik. Meine Äußerungen begegneten großem Unwillen. Alles oder nichts, war bei den einen die Lösung. Man ging erregt auseinander, ich ahnte nichts Gutes.

Die außerordentliche Generalversammlung war dann auch etwas vom Betrüblichsten, was wir als Funktionäre zu erleiden hatten. Mein Einstehen für die Annahme des Vorschlages wurde mit Zurufen quittiert, ich sei von den Meistern gekauft und hätte es bei meinem Zapfen natürlich nicht nötig, bis zum letzten zu kämpfen. Ich konnte nur ruhig und sachlich immer wieder erklären, warum ich es für vorteilhafter halte, uns mit dem Erreichten abzufinden.

Der Konflikt wurde dann doch in diesem Sinne geschlichtet, sicher zum Vorteil der Arbeiter. Aber im Augenblick wäre es, wie so oft, viel bequemer gewesen, mit den Wölfen zu heulen.

Der Sturm im Wasserglas

Bei einem Berufsverband von Zehntausenden von Mitgliedern sind neben den Differenzen mit den Unternehmern und den Meinungsverschiedenheiten über das beste taktische Vorgehen auch persönliche Zwiste unter den Mitgliedern unvermeidlich.

Nach der Agenda wäre ich an jenem Mittwoch nach längerer Zeit wieder ein-

mal für einen Abend frei gewesen, und ich hatte mit meiner Frau abgemacht, ihn mit ihr im Theater zu verbringen. Aber nachmittags um vier Uhr mußte ich meiner Frau telefonieren, daß ich weder zum Essen noch ins Theater, ja wahrscheinlich auch nicht zum Schlafen heim kommen könne. Ich hatte in S. an einer Versammlung einen Kollegenstreit zu schlichten. Der Gruppenpräsident stellte die Lage dar: Ein erst kürzlich ins Geschäft eingetretener Arbeiter hatte einem Kollegen das Werkzeug aus der Hand genommen, um ihm zu zeigen, wie man eine Arbeit mache. Dieser war darüber in Zorn geraten und hatte ihm gedroht, handgreiflich zu werden. Ein Nebenkollege war eingeschritten, und es war ihm gelungen, im Interesse des Ansehens der Gewerkschaft eine Schlägerei zu verhindern. Aber die Unruhe im Betrieb ging weiter, schon deshalb, weil der neue Arbeiter als der flinkere die schönere Arbeit zugeteilt erhielt, doch auch, weil er, wie ruchbar geworden sei, nicht die politische Meinung der andern teile.

Ich gab zunächst meinem tiefen Bedauern Ausdruck, daß wir uns angesichts der Schwere unserer Aufgabe auch noch mit solchen Dingen beschäftigen müssen. Darauf bat ich die beiden Parteien, sich auszusprechen. Der « Neue » war durchaus nicht eingeschüchtert. Er gab zu, zuwenig daran gedacht zu haben, daß die andern eben schon länger da seien als er. Aber er habe einfach nicht zusehen können, wie unpraktisch der Kollege die Arbeit anpackte, und es sei ihm als Kollegenpflicht erschienen, ihn zu korrigieren.

Auf den Zuruf, er wolle nur Punkte schinden und halte es mit dem Meister, verwahrte sich der « Neue », der immerhin auch schon einige Jahre Verbandsmitglied war, lebhaft. Der nun erhobene Vorwurf, daß er an seinem früheren Wohnort politisch nicht zur Arbeiterschaft gestanden sei und als gar die Schwester eines Nebenarbeiters als Zeugin dafür aufgerufen wurde, empörte ihn dies erst recht. Er erklärte, daß er früher wohl der glei-

chen Partei wie sein Vater, der Bauer sei, angehört habe, daß er aber, nachdem er eingesehen habe, dort nicht am rechten Orte zu sein, seinen Austritt gab. In jenem Dorfe habe es keine Arbeiterpartei gegeben, deshalb sei er politisch unorganisiert gewesen, und nach dem, was er jetzt erlebt habe, falle es ihm erst recht nicht ein, daran etwas zu ändern.

Als die Parteien den Kropf geleert hatten, stellte ich fest, daß es grundsätzlich wünschbar sei, wenn sich Kollegen Arbeitsvorteile mitteilten. Aber, daß der « Neue » dabei ungeschickt vorgegangen sei, gebe er ja selber zu. Einem Kollegen jedoch wegen seiner religiösen oder politischen Meinung Schwierigkeiten zu machen, wäre falsch. Die Gewerkschaft sei konfessionell neutral und politisch unabhängig. Wohl könnten die Arbeiter auch auf eine politische Organisation nicht verzichten, und es liege für den Arbeiter nahe, sich in der sozialdemokratischen Partei zu organisieren. Aber vorzuschreiben hätten wir das als Gewerkschafter keinem. Es müsse jeder Arbeiter als freier Bürger einer Demokratie selbst wissen, wohin er gehöre.

Die Kollegen gaben mir schließlich auch darin recht, daß Streitigkeiten, wie die an dieser Versammlung behandelte, die Mühe und das Geld nicht wert sind, das sie kosten; vor allem aber, daß sie der Geschlossenheit der Bewegung nur schaden.

Ein Zwischenfall

Im Zentralbüro war Hochbetrieb. Das Telephon schrillte ununterbrochen. Lokalsekretäre wollten wissen, wie die Verhandlungen bei den verschiedenen Vertragsbewegungen standen. Firmen erkundigten sich über bestimmte Berufslöhne. Arbeitsämter verlangten Angaben von Vertragslöhnen, weil sich Arbeiter weigerten, eine angebotene Arbeit anzunehmen, mit der Begründung, diese werde nicht vertragsmäßig entlohnt. Stöße von Korrespondenzen waren zu erledigen. Die Schreibmaschinen klapperten wie Maschi-

nengewehre. Da lief der telephonische Bericht ein, heute morgen um neun Uhr sei in einem Betrieb in B. die Arbeit spontan niedergelegt worden. Es müsse sofort jemand von der Zentrale zum Rechten sehen. Da die Angelegenheit mein Ressort betraf, mußte ich alles im Stiche lassen und sofort auf den Zug. Es war vorauszusehen gewesen, daß es in jenem Betrieb einmal zum Krach kommen werde, nur so schnell hatte ich ihn nicht erwartet. Der Betrieb liegt in einer Gegend, wo die Geistlichen die Leute ziemlich kurz an der Strippe halten. Es mußte etwas ganz Ernstes vorgefallen sein, sonst hätten die so eingeschüchterten Menschen nicht zum Äußersten gegriffen.

Auf dem Bahnhof in B. erwartete mich eine Anzahl Arbeiter mit unserm Regionalsekretär. Sie eilten heftig gestikulierend auf mich zu.

« Der Betriebsleiter ist ein Gauner! »

« Der Direktor ist ein feiger Halunke! »

Das war die Begrüßung. Es herrschte eine große Erbitterung.

« Jetzt haben die Herrschaften gezeigt, wie weit her es mit ihrem sozialen Verständnis ist! Wenn es nichts kostet, machen sie Sprüche. Sobald wir aber etwas wollen, behaupten sie sofort zu verlumpen und halten uns die Gratifikationen und Weihnachtsgeschenke vor, pfui Teufel! »

Alle Umstehenden hörten interessiert zu. Ein Landjäger stand auch schon da, wahrscheinlich um im Bedarfsfalle Rädelshörer aufzuschreiben.

Ich gebot Ruhe und ersuchte die Kollegen, ins Versammlungslokal zu kommen, wo die ganze Belegschaft tagte. Ein Drittel der Arbeiter war organisiert, die andern hatte der Sturmwind hergeblasen. Die Versammlung glich einem aufgescheuchten Bienenschwarm, wild und bereit zum Stechen. Zuerst ließ ich ein Tagesbüro bestimmen. Der Obmann war einer der Unsrigen, den Aktuar stellten die Unorganisierten. Auch Frauen und Mädchen machten mit.

Der kurze Bericht, der mir gegeben wurde, bot folgendes Bild: Die Teuerung stand über 45 %, der Betrieb hatte noch

keine 20 % ausgeglichen. Dabei waren die Löhne immer schlecht gewesen. Auch die Konkurrenz erhebt dieser Firma gegenüber den Vorwurf der Schmutzkonkurrenz. Der Zorn der Arbeiterschaft war um so größer, weil sowohl der Direktor als auch der Betriebsleiter dieser AG. Ausländer waren und die Aktienmehrheit einem im Ausland lebenden Herrn gehörte, der sich durch einen Schweizer Anwalt in Bern vertreten ließ.

Alle Vorstellungen der Arbeiterschaft um gerechtere Entlohnung waren immer wieder, sei es mit der Schwierigkeit der Beschaffung der Rohstoffe, sei es mit den unerhörten Kohlenpreisen oder mit dem unwirtschaftlichen Betrieb, abgelehnt worden. Als an diesem Morgen eine Delegation bei der Direktion wieder einen Vorstoß unternahm und die Arbeiter sich nicht mit neuen Ausflüchten abspeisen ließen, hatte diese drei Mann fristlos entlassen.

Das wollten sich die Männer, die Hunderte von Diensttagen geleistet hatten, von diesen ausländischen Vorgesetzten, die ohne Unterbruch herrlich und in Freuden gelebt hatten, nicht gefallen lassen. Die Empörung war wie ein Lauffeuer durch die Fabrik gegangen und die Arbeit niedergelegt worden.

Die Versammlung forderte als erstes die sofortige Wiedereinstellung der Gemäßregelten, die ja im Namen aller auf der Direktion vorgesprochen hatten. Ferner wurde eine allgemeine Lohnerhöhung von 20 Rappen pro Stunde als Minimum gefordert und außerdem die Gewährung von Ferien, die in andern Firmen der Branche schon lang eingeführt waren.

Ich ersuchte die Firma telephonisch um Verhandlungen. Es hieß zunächst, der Verwaltungsratspräsident, eben der Herr Fürsprech in Bern, sei nicht erreichbar, und sie hätten keine Kompetenz, materiell zu verhandeln. Auf meine Entgegnung, daß sie aber offenbar Kompetenz gehabt hätten, Leute gesetzwidrig zu entlassen, erklärte sich die Firma bereit, die Verhandlungen sofort aufzunehmen. Mit fünf von der Versammlung bestimmten

Delegierten, unter diesen die drei Entlassenen, begab ich mich zur Direktion.

Wir wurden sofort vorgelassen. Mir schien, die Herren sahen bereits ein, eine Dummheit begangen zu haben. Nach heftigen Zusammenstößen zwischen Betriebsleiter und Arbeitern wurde die Wieder-einstellung der Entlassenen zugesichert. Auch der Lohn für die heute verlorenen Stunden hatte ich bald als Voraussetzung der Wiederherstellung des Status quo ante eingehandelt.

Die übrigen Begehren wurden entgegengenommen und weitere Verhandlungen im Laufe der Woche zugesichert. Als wir der Versammlung das Erreichte mitteilten, war die Erleichterung sichtlich groß. Nur eine Anzahl Spezialarbeiter hätte vorgezogen, gleich weiterzustreiken. Wer die Streikunterstützung bezahlen sollte, wußten sie allerdings nicht.

Bei den späteren Verhandlungen kam uns eine konfessionelle Gewerkschaftsgruppe in die Quere, welche die Arbeiterschaft zu spalten drohte und unsere Bemühungen fast zum Scheitern brachte. Das Lokalblättli des Tales hetzte gegen uns und schrieb, wir hätten die Leute leichtfertig in den Streik getrieben. Der Konflikt ist schließlich doch gut abgelaufen und zum Ausgangspunkt für den Abschluß eines Branchen-Gesamtarbeitsvertrages geworden, der im Laufe von zwei Jahren zustande kam.



Je weiter die Mechanisierung, Technisierung und Rationalisierung der Arbeit geht, um so abhängiger wird der Arbeiter vom Besitzer der Werkzeuge und Maschi-

nen, und um so sicherer sinkt er zum Gegenstand der Kalkulation wie ein anderes Material herab. Dieser Entwicklung können sich die Arbeiter nur durch ihre Solidarität und die Kraft der Organisation entgegenstellen. Dieser dienen die Gewerkschaften und die Gewerkschaftssekretäre.

Die Einsicht, daß die Lösungen der sozialen Fragen mit den Arbeitern und mit ihren Gewerkschaften gesucht werden müssen, gewinnt, von unrühmlichen Ausnahmen abgesehen, auch bei der Arbeitgeberschaft an Boden.

Um das Ziel zu erreichen, braucht es viel Zeit und Geduld. Der zähe Kampf der Gewerkschaften geht um materielle Dinge; aber ihm zugrunde liegt die geistige Forderung einer gerechteren Gesellschaftsordnung.

Ein Verbandssekretär, der am gleichen Tag oft drei verschiedene Verhandlungen an verschiedenen Orten zu führen hat, der morgens früh wegfährt, abends spät heimkehrt und zum Studium der Akten häufig nur die Zeit im Zuge zur Verfügung hat, hört nicht selten hämische Bemerkungen: « Da fahren die Herrschaften in der Welt herum und haben die schönsten Händel », heißt es da etwa. Nur völlige Ahnungslosigkeit kann so reden. Aber wenn mir einmal die Hetzerei in meinem Amte zu groß werden will, tröste ich mich jeweilen mit all den andern, von denen auch fortgesetzte Bereitschaft verlangt wird, mit den Eisenbahnern, mit den Arbeitern im Elektrizitäts- und Gaswerk, mit den Feuerwehrleuten. Ja, auch wir Gewerkschaftssekretäre sind Feuerwehrmänner, die überall gleichzeitig löschen sollten.